



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2012

Inklusion als Auftrag. Ein Beitrag zur Theorie der Kirchenentwicklung

Kunz, Ralph

Abstract: Zurück zum Ursprung: Als kontrafaktisches Handeln verstanden, bringt der Begriff Inklusion die unterschiedlichen Perspektiven einer soziologischen Definition von Kirche als Organisation und einer dogmatischen Bestimmung als Geschöpf des göttlichen Wortes miteinander ins Gespräch.

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-68636>

Newspaper Article

Published Version

Originally published at:

Kunz, Ralph. Inklusion als Auftrag. Ein Beitrag zur Theorie der Kirchenentwicklung. In: facultativ. Magazinbeilage zur Reformierten Presse, 1, 2012, 7-8.

Ralph Kunz // Zurück zum Ursprung: Als kontrafaktisches Handeln verstanden, bringt der Begriff Inklusion die unterschiedlichen Perspektiven einer soziologischen Definition von Kirche als Organisation und einer dogmatischen Bestimmung als Geschöpf des göttlichen Wortes miteinander ins Gespräch.

INKLUSION ALS AUFTRAG

Ein Beitrag zur Theorie der Kirchenentwicklung

Darüber, wie die Disziplin heissen soll, die sich theoretisch mit Kirchen- und Gemeindeentwicklung befasst, sind sich die Praktischen Theologen und Theologinnen nicht einig. Das ist weder erstaunlich, noch ist es dramatisch. Die Praxis ins Blickfeld der Theorie zu rücken, ist voraussetzungsreich. Je nachdem, welches Verständnis von Gemeinde bzw. Kirche man theologisch voraussetzt, ergibt es mehr oder weniger Sinn, von *Entwicklung* bzw. *Leitung* oder *Steuerung der Kirche* zu sprechen oder den Akzent stärker auf den *Gemeindeaufbau* zu legen. Entsprechend differieren aufgrund solcher Vorentscheidungen die Vorschläge, wie die Teildisziplin, die den Stoff der praktischen Ekklesiologie systematisch bündelt und methodisch reflektiert, heissen soll. Es ist sicher bezeichnend, dass sich bislang keine der vorgeschlagenen Fachbezeichnungen – beispielsweise «Kybernetik» (griech. Kunst des Steuerns bzw. Leitens) und «Oikodomik» (griech. Hausbau, Gemeindeaufbau) – hat durchsetzen können.

Man kann aus solchen Verlegenheiten auch Lehren ziehen und versuchen, diese im Rahmen einer Theorie wiederum kohärent zu verknüpfen. Eine gute Theorie verhindert falsche Alternativen. Je nachdem, ob man die Entwicklung der Kirche als «*Aufgabe*» einer strategischen *Leitung* ansieht, die Organisation Kirche vorwärtszubringen, oder sie eher als «*Aufbau*» gleichsam rückwärts am theologischen Fundament orientiert, ergeben sich nicht zwei verschiedene Ansätze (oder gar Gegensätze), sondern zwei unterschiedliche Perspektiven, die theoretisch miteinander zu verbinden sind. Das wiederum gelingt nur, wenn vorab geklärt wird, was der «*Auftrag*» der Kirche ist.

Damit ist auch das Proprium der Kirche als einer religiösen im Unterschied zu einer nicht-religiösen Organisation genannt. Sie weiss sich beauftragt. Ihrem Selbstverständnis nach ist sie die *Frucht* eines Geschehens, das ihr vorausgeht. Kirche hat nicht nur eine Geschichte. Sie ist die Folge einer ganz bestimmten Geschichte, die sich einmal erfüllt hat, aber wieder und wieder geschieht. Klassisch dogmatisch formuliert ist Kirche *creatura verbi* (Geschöpf des Wortes [Gottes]). Denn «am Anfang war das Wort», und aus dem Wort floss die Begeisterung, und aus der Begeisterung wuchs eine Gemeinschaft, die sich im Gegenüber zum Wort neu zusammenfindet, indem sie immer wieder zur Inspirationsquelle umkehrt. So betrachtet, ist Entwicklung der Kirche einerseits ein Kerngeschäft der Organisation, das sie nicht organisieren kann und auch nicht organisieren muss, solange sie Vertrauen in Jesus Christus, den Herrn der Kirche, hat. Entwicklung ist andererseits etwas, das nach einer menschlichen Leitung ruft: Diese sorgt dafür, dass das Wort, das Gemeinde aufbaut, verkündet wird, damit die Gemeinschaft der Begeisterten zur Umkehr und zur Erfüllung ihres Auftrags gerufen wird.

Das heisst aber: nur als Organisation verstanden, die den religiösen Betrieb organisiert, wäre Kirche nicht hinreichend bestimmt. Wer nach dem Auftrag fragt, den Jesus seiner Schar gegeben hat, stösst *zurück* zur ursprünglichen Vision. Wer nach dem Auftrag fragt, der von der Gemeinschaft der Begeisterten erfüllt werden soll, stösst in den Lebensraum der Möglichkeiten *vor*, die sich durch die Vision Jesu und seinen Ruf in die Nachfolge eröffnen. Beides zusammen fügt sich zum *Leitbild*, an dem sich die Organisation der

Kirche auszurichten hat, wenn sie ihren Zweck nicht verfehlen soll. Wie immer man die ursprüngliche Vision, das Ziel der Bewegung, den Zweck der Organisation und das Leitbild der Institution einander zuordnet – eine Theorie der Kirchenentwicklung bliebe abstrakt, wenn nicht von der Gegenwart Gottes die Rede ist, die den Leib Christi lebendig macht.

Es ist darum mehr als gewagt, dieses Leben in einen Begriff zu zwängen. Die Zwängerei ist nur dann statthaft, wenn der Begriff als Platzhalter für eine Theorie dient, deren Entfaltung mehr als 7000 Zeichen benötigt. In diesem Sinne soll Inklusion als theoriegeladener Begriff mehr spielerisch ins Spiel gebracht werden, um den Fokus der gebündelten Perspektiven theoretisch näher zu bestimmen.

Versteht man Gesellschaft als Netzwerk unterschiedlicher sozialer Systeme, bezeichnet *Inklusion* das Grundprinzip der Systembildung. Das setzt notwendigerweise *Exklusion* voraus. Im systemtheoretischen Ansatz ist Inklusion versus Exklusion ein theoretisches Konzept, mit dem gesellschaftliche Entwicklungen beobachtet werden können, zum Beispiel, indem man systemimmanente Inklusions- bzw. Exklusionsmechanismen untersucht und feststellt, dass man, um in «erlauchten Kreisen» oder «geschlossenen Gesellschaften» dazuzugehören, gewisse Eintrittsbedingungen zu erfüllen hat, also etwas Bestimmtes leisten muss, das andere nicht leisten oder als etwas Bestimmtes gelten muss, das andere nicht zur Geltung bringen können. *Vice versa* braucht es für den Ausschluss entsprechende Defizite. Manchmal genügt es, das falsche Geschlecht oder die falsche Nationalität zu haben.



Jesus Christus, der Herr der Kirche. Pantokrator (griech. Allherrscher) in der Kuppel der Jerusalemer Grabeskirche.

Man kann den Einschluss und Ausschluss von Menschen(gruppen) distanziert beschreiben. Jede Gesellschaft hat ihre Inklusions- und Exklusionsmechanismen. Versteht man Inklusion hingegen normativ als *kontrafaktisches Handeln* gegen das Gefälle quasi «normaler» Ausgrenzungspraxis, wird das religiöse – oder besser: evangelische Profil erkennbar. Was geschieht, wenn ein Mensch diejenigen segnet, die ihn verfluchen? Oder was geschieht in einer Gemeinschaft von Unterdrückten, wenn einer, der mit der Besatzungsmacht kollaboriert, nicht verdammt wird? Wenn also Umkehr, Vergebung und Versöhnung als Handlungsoptionen ins Spiel kommen? Wenn einem Menschen der Himmel versprochen wird, den alle zur Hölle wünschen? Wenn einer Frau, die eigentlich aus der Gemeinschaft ausgeschlossen werden müsste, weil sie untreu war, nicht die Leviten gelesen werden, sondern in Anwendung von Leviticus

19 die Treue Gottes zugesprochen wird (vgl. Johannes 8)? Wie verhält sich eine bestehende religiöse Gemeinschaft zu einer entstehenden Gemeinschaft, wenn sich diese aus Exkludierten rekrutiert – aus armen Teufeln, Habenichtsen und veritablen Sündern?

Die wenigen Anspielungen (auf biblische Szenen) müssen genügen, um Inklusion als Grundprinzip der jesuanischen Ethik vorzustellen. Sie ist das Fundament, auf dem die Kirche steht. Anders gesagt: Kirchenentwicklung läuft ins Leere, wenn sie sich nicht von der Kraft der revolutionären Lebensgemeinschaft mit Gott bewegen lässt, die Jesus gegründet hat. Für Jesu kirchenbegründende Praxis gibt es zweifellos bessere Begriffe als Inklusion. Selbstverständlich soll und kann das vorgeschlagene Grundprinzip theologisch konkretisiert und etwa mit der Trias von Heil, Heilung und Heiligung seelsorglich,

diakonisch wie gottesdienstlich entfaltet und konkretisiert werden. Die Anknüpfung an das soziologische Konzept ersetzt keine Theologie. Aber es setzt Akzente, die hellhörig und hellstichtig machen für Verwicklungen der Kirchenentwicklung, insofern es maligne und benigne Formen exkludierenden Handelns in der Kirche unterscheiden hilft. Und kritisch gegen den eigenen Betrieb gewandt: Dreht sich am Ende alles um die Erhaltung des Bestands? Muss sich Kirche entwickeln, um den Betrieb zu retten? Reden wir im erhöhten Ton von «Profilierung», weil wir kein Gesicht zeigen? Fördern wir «Leuchtfeuer» und zünden am Ende nur Strohfeuer? Auch das gehört zum Gewinn einer Theorie, dass sie kritisch zurückschaut und die Ziele der Kirchenentwicklung wieder mit ihrem revolutionären Anfang verbindet.

Ralph Kunz ist Professor für Praktische Theologie.